Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 216 (1943)

Artikel: Im Schatten der Kastanien
Autor: Rosenberger, Hans Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655233

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Schatten der Kastanien.

Von Hans Hermann Rosenberger.

Ratternd fährt der Gotthard-Expreß durch die dunkle Nacht. Die Stationen Brunnen, Flüelen sind passiert; rasend schnell geht es Erstfeld entgegen. Kalt und unbeweglich steht der Lokomotivführer auf seinem Posten; und doch ist Leben in ihm. Die Hände liegen fest und einsatzbereit an den Hebeln, das Gehirn arbeitet ununterbrochen, gibt Befehle, nimmt Eindrücke auf, gefühlsmäßig und doch mit genauester Präzision. Was kann in einer Nacht wie dieser nicht alles passieren!? — Auf den Schienen liegende Schuttmassen, umgestürzte Bäume, losgelöste Felsstücke oder eine einzige, lose sitzende Schraube können in kürzestem Augenblick das größte Unglück herbeiführen. — Nichts denken, nicht sinnieren — vertrauen! Auf wen? — Auf sich selbst, auf die starke Maschine oder den sicheren Schienenweg, den er schon Hunderte von Malen durchfahren hat, ohne das Geringste zu befürchten? Eine Sekunde schaut der Führer blitzartig zum verhangenen Himmel, ebenso schnell aber wieder ins Dunkel vor sich. Der kurze Blick hat ihm genügt; er weiß, auf wen er sein Vertrauen bauen kann. Ruhig steht er wieder, die quälenden, unliebsamen Gedanken sind verflogen. Was zurückbleibt, ist Sicherheit, Sicherheit für Hunderte ihm anvertraute Menschenleben. — Vor dem Zuge nähert sich das hell erleuchtete Stellwerk von Erstfeld. Heller tönt das Klopfen der Räder; sie laufen über Weichen, in denen der Tod sitzt, denn es geht über eine offene Baustelle, an welcher schon Sprengungen vorgenommen werden mußten. Aber schon ist auch diese Gefahr vorüber. Jetzt macht sich die zunehmende Steigung bemerkbar; höher und höher schraubt sich die eiserne Schlange. Bald schon wird das schlafende Wassen umfahren.

Derjenige, der diese Strecke kennt, kann auch bei Dunkelheit, wenn nicht sehen, so doch das Kirchlein ahnen, das zum Schauen einfach da ist, da sein muß, sonst wäre das Ganze ja nicht die Gotthardlinie. Meist aber ist es hell erleuchtet, ein Ruhepunkt für das vorwärts hastende Gemüt des Reisenden.

Das spürt auch der junge Bursche, der, an seinen Mantel gelehnt, am Fenster eines Wagens sitzt und in die Finsternis hinaus starrt.

Luigi Ferrari kommt es vor, als wäre er schon eine Ewigkeit nicht mehr hier durchgefahren; er vergewissert sich immer nochmals, ob er den traut grüßenden Flecken noch mit dem Blicke erhaschen kann. Noch eine Wendung der Kurven, dann ist auch das vorbei. Vor sechs Jahren fuhr er in entgegengesetzter Richtung abwärts; jetzt geht es heimzu. Wirklich? Soll er's glauben? Was wohl seine Anita macht, die er damals zurückließ? Ob sie es fühlt, daß er kommt? Ein bißchen verändert hat er sich wohl in den Jahren, die hinter ihm liegen; jedoch nicht zu seinem Nachteil. Im Anfang war es furchtbar schwer für ihn gewesen; er kannte weder Menschen noch Sprache im fremden Landesteil. Langsam nur war es vorwärts gegangen, vom Handlanger zum Maurer, vom Maurer zum Polier. Ehrgeiz und unermüdlicher Fleiß aber halfen ihm, immer wieder vorkommende Enttäuschungen zu überwinden. Die kleinen Kartengrüße und wenig leserlichen Worte, die ihm seine Anita anfänglich geschickt, hatten ihm dasselbe bedeutet, was der Leuchtturm dem irrenden Schiffer. Allmählich waren dann die Briefe immer karger, spärlicher geworden, bis sie langsam ganz ausblieben. Doch Luigi zweifelte nicht; nur noch emsiger gab er sich seiner Arbeit, seinem Streben hin.

Die Krise hatte ihm nicht viel angehabt. Wohl tauchte mitunter der Gedanke auf, daß es eines Tages auch ihn treffen könnte, besonders wenn von seinen Arbeitskollegen einer um den andern entlassen wurde. Doch jedesmal verscheuchte er diesen Gedanken wieder, den er absolut nicht brauchen konnte. Er wollte sparen, um eines Tages heimkehren zu können zu seiner alten Mutter, das ärmliche, baufällige Häuschen mit dem verlotterten Ziegenstall instand zu setzen, wollte dann ein Stück eigenen Bodens kaufen und dann — dann sollte Anita seine Frau werden.

So hatten sie es mitsammen ausgemacht und sich gegenseitig ausgemalt, wie schön das werden müsse. Wie wollten sie dann zusammen Luigis Mütterlein umsorgen! Zwei Ziegen wollten sie kaufen, gemeinsam arbeiten und glück-

lich ſein; ſo glücklich, daß alle Menſchen ſagen müßten:

„Seht Luigi und Anita! Gibt es mehr Glück?“

Ganz im Banne ſeiner Gedanken, hat Luigi es gar nicht bemerkt, daß der Zug den großen Tunnel ſchon durchfahren hat. Die Grenze zwiſchen Nord und Süd liegt hinter ihm. Unmerklich verlangſamt ſich die Fahrt, und in ſanfter Neigung führt der Schienenſtrang ins ſchlafende Livinental abwärts. Luigi ſteht langſam auf. Der Zeit entſprechend, müßten ſie nun nach Faido kommen. Er reißt das Fenſter herunter und beugt ſich weit hinaus. Wie gut dieſer Luftzug doch den gedankenſchweren Kopf umbrauſt! Über ihm iſt der Himmel diesſeits der Alpen ſternbeſät. Vor der Lokomotive glitzert der metallene Weg der Bahn, und in der Tiefe ſchäumt der Teſſin, deſſen Rauſchen das ſehnſüchtige Ohr zu vernehmen meint.

„Evviva il Ticino!“ murmeln Luigis Lippen. Er tritt aufatmend zurück, ſchließt das Fenſter und ſinkt auf ſeinen Platz nieder, um ſich von ſeinen lebhaften Gedanken, alles um ſich her vergeſſend, die Heimkehr ausmalen zu laſſen. Er hat nicht geſchrieben, er will ganz plötzlich daſtehen und freut ſich auf die Geſichter, die ihn überraſcht anſtaunen. Schon jetzt hört er die Buben durch die engen Gaſſen johlen:

„Der Luigi iſt wieder da, der Luigi!“

Sein Mütterchen, das ſchwache, wird in ſeinen Armen ſagen: „Daß du endlich da biſt, Luigi mio!“ — Und Anita?

*

Hell ſtrahlt die Teſſiner Sonne auf den lachenden Lago Maggiore. Schiffer, barfuß, mit aufgekrempelten Hoſenbeinen, laſſen ſich in großen Barken vom Waſſer ſchaukeln. An den Ufern tummeln ſich Scharen von Fremden. Beim kleinen Fiſcherdorf herrſcht reges Leben; auf weite Strecken hin haben ſich hier Frauen und Mädchen in bunten Kopftüchern, die weiten Röcke gerafft, auf ihre Waſchbretter kniend niedergelaſſen. Die wohlklingenden Weiſen, die dabei geſungen werden, tönen melodiſch übers Waſſer. Das zu äußerſt der Reihe kniende Mädchen mit dem glänzenden, unbedeckten Haar und dem hübſchen, nein klaſſiſch ſchönen Geſicht ſcheint nicht ganz hierher zu paſſen.

Eine kleine, ſenkrechte Falte zwiſchen den Augen deutet auf Sturm.

„Wann gehſt du auf den Monte, Anita?“ fragt unvermittelt die neben ihr arbeitende Severina Gamma.

„Wann gehſt du auf den Monte, Anita?“ fragt unvermittelt die neben ihr arbeitende Severina Gamma.

Anita Peretti schaut gedankenverloren auf, und mitten in die fragenden Augen Severinas.

„Warum willst du das wissen?“

„Oh, nur so; ich meine, letztes Jahr bist du um diese Zeit schon oben gewesen, und mein Bruder sagt, es wäre Zeit, auf dem Monte zu heuen!“

„So? — Sagt dein Bruder? Dann kannst du ihm sagen, daß das meine Angelegenheit sei!“

„Bist du mir böse, Anita? — Du hast etwas gegen mich, ich fühle das!“ lenkt die Fragerin ab.

„Nein,“ entgegnet die andere und erhebt sich, „aber ich habe Ärger gehabt und mag nicht reden.“

Damit nimmt sie Korb und Waschbrett auf und geht leichtfüßig dem Dorfe zu.

„Das fehlte jetzt noch,“ sinniert sie vor sich hin, „daß Severina merkt, wie es um mich steht!“

Vor wenigen Tagen ist ein neuer Grenzwächter an ihrem Häuschen vorbei zur Alpe aufgestiegen, um seinen Kontrollgang zu machen. Alle, die bis jetzt hier Dienst hatten, mußten immer an ihrem Häuschen vorbei. Mit manchem von ihnen hat Anita auf freundschaftlichem Fuße gestanden, und wenn sie ihre Arbeiten auf dem Monte besorgte, war immer der eine oder andere in ihrer Alphütte zugekehrt, um mit frischer, kalter Milch sich den Durst löschen zu lassen und einen kleinen Schwatz zu halten.

Der Neue hatte noch kein Wort zu ihr gesprochen; er war immer still an ihr vorbeigegangen, kaum, daß er mit unmerklichem Kopfnicken grüßte.

„Ein Sonderbarer soll er sein!“ erzählten sich die Leute, und auch Anita war das zugetragen worden.

Und nun mußte sie morgen auf den Monte und sollte diesen Menschen dann täglich sehen. Ob er wohl auch bei ihr zukehren würde, oder ob er es vorzog, aus seinem Rucksack sich den Durst zu löschen?

Sonderbar: noch vor einer Woche hatte Anita an keinen andern gedacht, keinen so gern gehabt wie einst den Luigi Ferrari. Und jetzt, was war das nur? Warum mußte sie immer an den „Neuen“ denken? Warum stand sie am Abend hinter dem kleinen Umhänglein ihres Fensterchens und wartete, bis er vorüberkam? Sie wollte ja sehen; morgen ging's zur Alp; dann mußte es sich ja zeigen, was für einer er war. Er sollte in ihrer Hütte willkommen sein und seinen Platz dort haben wie alle die andern. Mehr mochte sie nicht denken.

*

Früh am Morgen zog Anita mit ihren beiden Ziegen und der gemieteten Kuh bergwärts. Sie war trotz ihrer feingliedrigen Gestalt ein starkes Mädchen. Die Burschen der Umgebung wußten dies und keiner hätte sich getraut, in verwerflicher Absicht ihr zu nahen; warum, das wußten sie selber nicht.

Anita hauste seit dem Tode ihrer Eltern ganz allein mit den Ziegen auf dem ererbten, mageren Gütchen. Jeder, der sie kannte, mochte sie gut leiden, und überall war sie gerne gesehen. Noch nie aber hätte einer Gelegenheit gehabt, sich ihrer Zuneigung zu rühmen. Trotzdem allerlei Gerüchte über Anita in Umlauf waren, wie kann bei plaudersüchtigen Menschen das auch anders sein! erlaubte sich in ihrer Gegenwart niemand auch nur die leiseste Anzüglichkeit. Wo sie sich zeigte, war sie geachtet. Unbekümmert um andere, arbeitete sie auf ihrem Anwesen wie ein Mann und verstand, es zusammenzuhalten.

Jetzt strebte sie der Höhe zu.

Strahlender Sonnenschein umgab das anmutige Trüppchen; Eichelhäher flogen kreischend durch die Baumkronen, und hoch in der klaren Luft zog ein Habicht seine Kreise; alles war erfüllt vom Summen der Hummeln, Wespen und tausenderlei anderer Insekten. Zur Linken gischtete ein tosender Wasserfall. Das junge Mädchen atmete tief; seine schwere Hutte ans Wegbord stellend, ließ es sich zu kurzer Rast auf moosigem Steine nieder. Eine Lücke in den Baumkronen gab den weiten, heimatlichen Ausblick frei und weckte im Herzen dieses einsamen Wesens die Sehnsucht nach einem Menschen, einem Gefährten, der Liebe geben würde, um solche zu empfangen; die ganze trauliche Umgebung schien zu fragen: Wo ist der Mensch, der alle Genüsse und Schönheiten dieser Welt

mit dir teilt — der dem Herzen Ruhe gibt und Frieden?

Luigi?

Wo mochte Luigi sein? Fast ein Jahr hatten sie sich nicht mehr geschrieben; sie wußte nicht einmal mehr seine Adresse, da er doch öfters den Arbeitsplatz gewechselt hatte.

Hatte er sie wohl vergessen? War er irgendwo schon verheiratet?

In all ihre Gedanken hinein meckerten plötzlich die Ziegen. Anita raffte sich auf, lockte die im Schatten stehende Kuh und schritt weiter.

Kaum, daß sie um die steigende Wegbiegung verschwunden, löste sich aus den Büschen die kräftige Gestalt des Grenzwächters Mario. Lange schon hatte er dort gestanden und das Mädchen beobachtet; er wollte es aber nicht erschrecken und blieb daher in Deckung, bis es seiner Wege ging. Er, der, wo immer er auch war, sofort mit den Frauen anbändelte und auch stets Glück bei ihnen hatte, er wagte sich nicht hervor, an dieses Naturkind heran. Überhaupt, was ging ihn schließlich dieses Mädchen an? Er hatte schon ganz andere Frauen kennengelernt, Frauen, die sich gaben, die man nehmen konnte und die er auch nahm, so wie es ihm paßte. Aber die da?

Schon einige Male hatte er sie unten im Dörfchen bemerkt; sie war hübsch, ja gut gewachsen; eine wahre Augenweide, aber eben: ja nur eine Augenweide. Sah man in ihr Gesicht, dann mußte man sich abwenden vor seinem reinen, schönen Ausdruck.

Er konnte sich die eigentliche Ursache nicht erklären, die ihn plötzlich zum Denken zwang. Bis jetzt hatte er überhaupt nie etwas gedacht; was zum Dienst gehörte, ja, das schon; aber sonst? Sonst hatte er eben das Leben genommen, wie es sich ihm bot, unbelastet, unbeschwert.

Und jetzt, jetzt mußte er plötzlich nachdenken, wenn er diese Anita sah.

Doch — basta!

Er war ja nicht das letzte Mal hier oben; und er war Jäger — und — Wild war Wild!

Mit der rechten Hand schlug er durch die Luft, als wollte er etwas entzwei schlagen. Dann warf er mit energischem Ruck das Gewehr von der linken auf die rechte Schulter, schob den grünen Grenzerhut in den Nacken und stieg pfeifend talwärts.

*

Anita war auf dem Monte angekommen. Sie versorgte die Tiere im Stall und richtete sich dann in der Küche ein. Jetzt war sie wieder auf freier Höhe und auf sich selbst angewiesen, ganz allein. Sie setzte sich zum Herd, und bald prasselte ein lustiges Feuer im Kamin. Die jahrelang geübte Tätigkeit hier oben lag ihr im Blute, und alles ging seinen geordneten Gang.

Langsam senkte sich der Abend auf das Tal. Anita hatte die Tiere gefüttert und gemolken, die Milch in den großen Blechgeschirren aufgestellt und stand nun vor der Hütte, in den Anblick des zu ihren Füßen liegenden Tales versunken. Erhaben über die Kleinheit der Menschen, auf hoher Warte, beschützt von uralten Kastanienbäumen, einsam und doch nicht verlassen stand ihre stille Klause inmitten einer frohmütigen Natur. Eine herrliche Rundsicht, bis ins Nachbarland Italien, bot sich dem schönheitsdurstigen Blick und ließ die Seele inmitten der großen Schöpfung klein und bescheiden werden. Ein stiller Friede breitete sich auf dem Antlitz des Mädchens aus; langsam wandte es sich, um sein hartes Lager aufzusuchen.

*

Schnaubend, mit rauchender Dampfwolke, fährt der Zug in Ranzo, dem letzten Bahnhof auf Schweizerboden, ein. Hart an der italienisch-schweizerischen Grenze dient er zwei Dörfern zugleich als Haltestelle: Ranzo und St. Abbondio mit all den umliegenden, dazugehörigen, hochgelegenen Nestchen.

Dem letzten Wagen entstieg fröhlich Luigi. Erwartungsvoll schaut er sich um. Den Vorstand kennt er nicht, das ist ein neues Gesicht; es ist nicht mehr der alte, immer gut aufgelegte Mensch, der seinerzeit die Stelle hier versah. Gelangweilt lehnen zwei italienische Grenzer an der Hausecke. Sonst ist kein Mensch zu sehen, keiner der aussteigt, keiner der einsteigen würde. Luigi ist es auch so recht; rüstig schreitet er dem Dörfchen zu. Unbewußt aber

suchen seine Augen doch etwas; irgend etwas Lebendiges, meint er, hätte ihm doch entgegenkommen sollen, und wäre es auch nur irgendein Tier gewesen. Eine Katze, ein Hund, ja selbst ein schreiendes Huhn hätte ihm gefallen. Aber so gar nichts, das einen beim ersten Schritt auf Heimatboden begrüßte, das konnte einen fast schwermütig stimmen.

Jetzt hat er die ersten Häuser erreicht. Es ist alles, wie früher. Gott sei Dank!

Luigi schwenkt von der Straße ab und wandert auf holperigem Gäßchen seinem mütterlichen Hause zu, das ganz am Ende des Weges liegt und sich scheinbar vor dem großen Nachbargebäude duckt. Auf der ausgetretenen Steinstufe vor der niederen Eingangstür sitzt eine kleine, zusammengeschrumpfte Gestalt in der Sonne und strickt eifrig an einem rot-weiß geringelten Strumpf.

Jetzt hat sie die nahenden Schritte vernommen und dreht den Kopf.

Ein Jubelschrei durchhallt die enge Gasse.

Die Hände fest gegeneinander auf die Brust gepreßt, steht die Mutter wie gebannt; ungläubig schaut sie auf den nun im Sturmschritt heraneilenden Sohn.

So weit sie kann, breitet sie ihre magern Arme aus. Herzlich ist die Begrüßung, und die Mutter, die alte „Tora", wie sie im Dorfe heißt, stammelt ein übers andere Mal den Namen des Heimgekehrten. Während sie sich noch immer an den Händen halten, treten sie dann aufs Häuschen zu.

*

Unter der Türe bleibt Luigis Mutter stehen und hält ihn zurück; sie taucht die rechte Hand ins Weihwasser, das am Türpfosten in einem Bildstock hängt, betupft mit den feuchten Fingerspitzen des Sohnes Stirn, wobei sie auf die Türschwelle stehen muß, um hinauf zu reichen, und macht das Zeichen des Kreuzes mit liebevollem Blick. Erst dann gibt sie dem Lächelnden den Eintritt ins Haus frei.

In der Stube sitzt die Schwester Luigis; bei seinem Eintritt erhebt sie sich von ihrer Handarbeit, und erst nach langem Betrachten erkennt sie den Bruder, der sie lachend an sich zieht.

Bald sitzen dann drei Glückliche um den sauber gescheuerten Tisch, und bei Nostrano und kalter Polenta erfährt Luigi alle Neuigkeiten aus dem Dorfe, während er selbst noch schweigt. Dann aber kommt auch er dran und muß erzählen, immer wieder erzählen. Gespannt lauschen Mutter und Schwester. Luigi entwickelt auch seine Pläne, die er im Sinne hat, ohne aber auch nur ein einziges Mal den Namen Anitas zu nennen, trotzdem ihm dieser zuvorderst auf der Zunge liegt.

Am Abend geht er dann ins Dorf und wie zufällig am kleinen Häuschen Anitas vorbei; doch da ist niemand drin, und alles fest verschlossen. In der Osteria, die er aufsucht, vernimmt er dann nebenbei, daß sein Mädchen seit ein paar Tagen auf dem Monte weile. Damit gibt er sich zufrieden und beginnt die nächsten Tage schon mit dem Instandsetzen seines Vaterhauses. Auf den Monte kommt er dann immer noch.

*

Durch den Wald hinauf klettert, das Gewehr auf dem Rücken, der Grenzwächter Mario. Trotz des anstrengenden Steigens pfeift er leise vor sich hin, im Wege liegende Steine und Wurzeln leichtfüßig und übermütig überspringend. Unter seinem grünen Spitzhute hervor blitzen seine Augen unternehmungslustig in das Waldesdunkel. Hie und da bückt er sich, um einen Pilz aufzunehmen, deren er schon eine ganze Menge in der Rocktasche hat. Erhitzt setzt er sich auf einen großen Stein, zieht den Hut ab und fährt sich mit dem Handrücken über die schweißperlende Stirn. Dann betrachtet er seine Fußspitzen und wippt mit den Absätzen wie zur Bekräftigung eines Gedankens, der ihm soeben gekommen sein mag. Heute will er schon beim Aufstiege bei Anita einkehren; wie er das erreichen wird, ist ihm noch nicht klar, aber daß es heute sein muß, das steht bei ihm fest. Also los, und frisch hinauf. Er kann's, er will, er muß.

Behende springt er auf die Füße und, den Gewehrriemen mit den Daumen über die Brust spannend, eilt er der Höhe zu. Unterhalb der letzten Bergwiese formt er die Hände zum Trichter und hält sie an den Mund. Mario fragt

das Orakel: antwortet das Mädchen, dann geht er zu ihm; antwortet es nicht, dann will er ungesehen links an der Hütte vorbei. Mit der ganzen Kraft seiner Lunge stößt er einen Jodelsatz, den er einmal in der deutschen Schweiz gehört hat, in den klaren Morgen hinaus. Atemlos lauscht er, den Kopf vorgeneigt, die Hände noch am Munde, dem Verklingen des Echos.

Da kommt hell und rein, derselbe Tonsatz nachgeahmt, ein Ruf von oben.

Jetzt gibt es für Mario kein Besinnen mehr. In der linken Hand den Hut, in der andern das Gewehr, stürmt er mitten durch das duftende, taufrische Gas der Hütte zu. Verheißungsvoll schwebt über deren Dach ein feines Räuchlein; — unter die Türe tritt Anita, die linke Hand an der Stirn. Erwartungsvoll schaut sie dem Herankommenden entgegen.

Mario bleibt beim Anblick der sonnumwobenen Mädchengestalt wie angewurzelt stehen. Seine Brust hebt und senkt sich ruckweise und er starrt Anita an, als sähe er sie heute zum ersten Male.

Dann aber besinnt er sich.

Er tritt forsch auf das Mädchen zu, faßt es an beiden Schultern und indem sich seine Augen an dem schönen Gesicht festsaugen, bricht es gleich einem Vulkan aus ihm heraus:

„Cara mia! — Wie bist du schön, Anita!

Meine Anita!"

Das Mädchen ist so verdutzt, daß es sich gar nicht wehrt. Es schließt die Augen, geblendet von der Sonne, die ihm ins Gesicht scheint. Dann weiß es überhaupt nichts mehr. Es kommt erst wieder zu sich, als aus den gegenüberliegenden Büschen ein wilder, unartikulierter Schrei die Morgenstille zerreißt.

Erschreckt läßt Mario das Mädchen los. Mit ein paar Sprüngen ist er bei den Büschen und späht hinein. Sein scharfes Ohr erlauscht, schon ziemlich entfernt, noch das Brechen dürren Holzes, das von darüberhetzenden Füßen herrühren mag.

Stumm wendet er sich zurück.

„Wer mag das gewesen sein?" will er fragen, doch bringt er kein Wort heraus.

Anita steht ihm mit wachsbleichem Gesicht gegenüber, in den flackernden Augen die Angst eines wilden Tieres. Wie eine Wahnsinnige starrt sie ihm entgegen.

Minutenlang stehen sich die Beiden so gegenüber. Langsam wandelt sich der Ausdruck im Antlitze des Mädchens — wird zum Haß, zum grenzenlosen Haß.

Sie hat für den Bruchteil einer Sekunde zwei brennende Augen, eine weiße Stirne gesehen, und ihr Herz hat ihr gesagt:

Madonna! Er hat ja selbst nicht gewußt, wie alles kam; Aber langsam wird ihm klar, daß er hier nichts mehr zu suchen hat.

„Luigi ist da! — Luigi!“

„Geh!“ schreit sie dem Fremden mit sich überschlagender Stimme ins Gesicht: „Geh!“

Der Jäger schaut fassungslos auf das rasende Mädchen, das in diesem Augenblick zu einer reißenden Tigerin geworden ist. Er ahnt unsicher den Zusammenhang.

Madonna! Er hat ja selbst nicht gewußt, wie alles kam; er weiß überhaupt kaum, was und wie alles passiert ist. Aber langsam wird ihm klar, daß er hier nichts mehr zu suchen hat.

Rasch bückt er sich, reißt das am Boden liegende Gewehr hoch und rast wie gejagt der Höhe zu.

Noch einmal dreht er sich um. Anita steht noch am gleichen Fleck wie zuvor und starrt in die Büsche, aus denen der Schrei kam.

War das überhaupt ein Mensch gewesen? Konnte ein menschliches Wesen solche Laute hervorbringen? Hatte es nicht geklungen wie der letzte Schrei eines wunden Tieres? — Und er, Mario, hatte mit seiner Unbeherrschtheit das alles verursacht; er hatte sich womöglich einen Todfeind geschaffen oder einem Anlaß gegeben, sein Leben fortzuwerfen.

Doch, wer würde denn gleich das Schlimmste denken, wegen dieser paar Küsse!

Und dennoch; er kannte diese Bergler, diese Gattung seiner Rasse, die wohl unbeschwert und völlig hingebend liebt, aber auch abgrundtief, grenzenlos hassen kann. Wenn er wenigstens gewußt hätte, wer der Beobachter gewesen, hätte er sich doch einigermaßen darnach richten können.

Müde stieg er von der Kirche der heiligen Anna gegen Indemini. Dort angekommen, hörte er kaum, was sein Kollege ihm erzählte.

Auf dem Wege ging er in Gedanken alle Burschen aus der Umgebung Anitas durch, doch war darunter keiner, dessen Namen ihn stutzig gemacht hätte oder den er sich im Zusammenhange mit dem Mädchen denken konnte. Einen weiten Bogen um die Alpe Anitas machend, langte er endlich im Dorfe an. Hier konnte niemand etwas wissen, denn die auf den Stufen vor ihren Häusern sitzenden Menschen grüßten ihn freundlich. Aber gerade diese Freundlichkeit wollte ihm heute nicht recht gefallen; es kam ihm vor, als wäre sie gekünstelt.

*

Am vierten Tage nach seiner Heimkehr hatte Luigi alles hergerichtet, um ebenfalls auf den Monte zu übersiedeln. Seine Alpe lag um einiges tiefer als die von Anita. Er wollte dem Mädchen zuerst ein wenig nachsteigen, ehe er sich ihm zeigte. So bezog er seine Alm. Am zweiten Tage, den er dort oben weilte, sah er den Grenzwächter Mario durch den Wald heraufsteigen. Daran war weiter nichts. Luigi wußte ja von früher her, daß der vorgeschriebene Weg an Anitas Hütte vorbeiführte. In seiner kleinen, rauchgeschwärzten Hütte frug er sich aber doch, warum denn der Grenzer so früh schon herkomme. Zweifel und aufsteigende Angst ließen ihm keine Ruhe mehr; er schlich hinter dem Fremden her, die Höhe hinan. Als er diesen dann in kurzer Entfernung jodeln hörte und bald darauf von der Alpe Antwort kam, gab es ihm einen Stich ins Herz.

Jedes Geräusch vermeidend, pirschte er durch die dichten Ginsterstauden aufwärts. Durch große Kastanienschläge gedeckt, konnte er seitlich den Platz vor Anitas Hütte übersehen. Er sah das Mädchen selbst am Weidenzaun stehen, wie es erwartungsvoll die Wiesen überblickte, durch die nun der Grenzer herangestürmt kam. Sein Herzschlag setzte aus, als er sehen mußte, wie Anita in die Arme eines Fremden sank und dessen Küsse duldete.

Hinüberstürzen hätte er mögen, um diesen Kerl zu erdolchen, der, wie es schien, gestohlen hatte, was *ihm* allein gehörte: — sein Liebstes, an das er jahrelang unerschütterlich geglaubt und dem er die Treue gehalten.

Aber kein Glied konnte er rühren, — nur hinüberstarren, das *mußte* er.

Dann endlich — war aus einem Würgen in der Kehle ein Schrei hervorgequollen, der ihn aus seiner Erstarrung erlöste. Daraufhin aber war er wie gehetzt fortgejagt, bergab, an seiner eigenen Hütte vorbei — fort, nur fort! — Nur hier nicht länger bleiben, an der Stätte seiner größten Enttäuschung; lieber, tausendmal lieber wieder in die Welt hinaus, woher er gekommen, um nie im Leben mehr zurückzukehren.

Er hastete den Wald hinunter; Dornen ritzten seine Haut, zerkratzten ihm das Gesicht, rissen ganze Fetzen aus seinen Kleidern; er achtete

es nicht. Er spürte nichts. Als der Rasende das Dorf unter sich erblickte, blieb er verstört stehen, mitten im Laufe innehaltend, so daß es ihn beinahe überworfen hätte. — Jetzt erst kam er zur Besinnung, ließ sich auf den moosigen Boden fallen, keines Gedankens fähig. (Es war dieselbe Stelle, an der vor Tagen sein Mädchen gesessen und ihn sehnsüchtig herbeigewünscht hatte.) Krampfhafte Schauer schüttelten den jungen Mann. Er sah nicht das aufkommende Gewitter, hörte nicht das Rauschen des Sturmes in den Baumkronen. Wie leblos lag er da; unmöglich zu sagen, wie lange.

Mit elementarer Wucht brach das Gewitter los; abgebrochene Äste sausten neben dem Hingesunkenen zur Erde; krachend entluden sich Donner und Blitz.

Luigi war nicht aufzurütteln.

Da öffnete der Himmel seine Schleusen, und in Strömen rauschte das Wasser hernieder.

Später verzog sich das Wetter so plötzlich, wie es gekommen.

Jetzt erst regte sich der junge Mensch und erhob sich langsam. Wirr hingen ihm die schwarzen Haare ins Gesicht. Völlig durchnäßt, stand er eine Zeitlang regungslos da. In ihm hatte der Sturm noch nicht ausgetobt, doch war ihm jetzt etwas wohler zumute. Er konnte wieder seine Umgebung erkennen, indessen er zuvor nur das schreckliche Bild vor Augen gehabt, das er dort oben erschaut hatte. Die Richtung, in welcher Anitas Alpe lag, erspähend, tat er in seinem Herzen einen Schwur, den grausamen Verrat zu rächen, sobald sich Gelegenheit dazu böte. — Wie eine Antwort darauf ertönte noch einmal ein starker Donnerschlag des abziehenden Gewitters.

*

Langsam stieg Luigi wieder bergauf zu seiner Hütte, wo er sich sofort verbissen in seine Arbeit stürzte. Sein Augenblick würde noch kommen.

*

Kaum daß der Grenzer verschwunden, war Anita in die Hütte geeilt. Sie hatte sich aufs Lager geworfen und lange verzweifelt sich mit Selbstanklagen gepeinigt. — Ihr einziger, ihr Luigi war heimgekehrt, und gerade er mußte sie in den Armen Marios sehen. Dabei konnte sie nicht einmal etwas dafür. Sie war so völlig überrascht worden, daß sie einfach widerstandslos, wie gelähmt, die Küsse des Angreifers erduldet hatte.

Und nun?

Im selben Augenblicke, da Luigi zu ihr hatte kommen wollen, mußte sie ihn verlieren. Hatte sie ihn wirklich für immer verloren? Es durfte, es konnte nicht sein!

Auf den Knien rutschte Anita über den festgetretenen Hüttenboden zu dem in einer Ecke hangenden Muttergottesbilde. Von neuem klagte sie sich an, schrie und raufte sich die Haare. Sie gebärdete sich wie eine Wahnsinnige, bis ihr endlich die erlösenden Tränen über das Gesicht liefen, mit denen sie den Boden netzte.

Anita sah und hörte nichts vom Toben des Wetters draußen; sie lag am Boden und weinte, weinte sich allen Kummer vom Herzen und bat zuletzt mit tränenerstickter Stimme die Gnadenreiche um Vergebung und Fürbitte, und um die Liebe ihres Luigi.

Still und ergeben verrichtete sie in den kommenden Tagen ihre Arbeit auf der Alm, während in verbissenem Grimm, nicht weit von ihr, Luigi in seiner Hütte schaffte, Gott und die Welt verfluchend. In seinem Hirn wälzten sich die fürchterlichsten Rachepläne, keinen Raum für bessere Gedanken, edleres Wollen lassend. Er wußte nicht, was er tat, denn seine Hände verrichteten alles mechanisch; nur eines wußte er: daß sie alle würden sterben müssen, sie alle drei: Anita, Mario und er.

*

Die Heuernte war vorüber, Anita mit ihren Tieren ins Tal zurückgewandert. Noch scheuer und zurückgezogener denn je lebte sie von nun an ihr stilles Dasein. Ereignislos schwanden die Tage dahin. Ein stiller Leidenszug hatte sich in das feine Gesichtchen gegraben, und ihre Haut war trotz des Aufenthaltes in der Höhe durchsichtig geworden. Ergeben ging sie ihrer Arbeit nach, ohne mit dem Schicksal zu hadern. Schon einige Male hatte sie das Glück oder Unglück gehabt, an Luigi vorbeigehen zu müssen, wenn sie Besorgungen machte. Der hatte jedes-

mal weggesehen, und die harte Falte zwischen seinen Augen war immer tiefer geworden.

Und wirklich sann jener Tag und Nacht darüber nach, wie er der ganzen Sache ein Ende bereiten könne. Bis jetzt hatte sich keine Gelegenheit zeigen wollen, dem mehr und mehr sich steigernden Gefühl des Hasses Ausdruck zu verschaffen; doch die Zeit würde, mußte kommen, da er bittere Rache nehmen würde.

*

Längst war den Seinen zu Hause das düstere, verschlossene Wesen Luigis aufgefallen, das sie sich nicht zu deuten vermochten, war er doch so freudestrahlend aus der Fremde heimgekehrt. Trotzdem er zu seiner Mutter wie zur Schwester immer gleich freundlich war, ahnte die Sorgende doch, daß etwas in ihm schlummern, nein bohren mußte, was nicht von gutem war; sie fühlte dräuendes, unabwendbares Unheil heranwachsen. Die stille alte Frau beobachtete, daß ihr Sohn oft Nächte lang fort blieb und erst mit anbrechendem Morgen ins Häuschen zurückkehrte. Was mochte es ums Himmelswillen sein, das ihn immer wieder, gegen alle Gewohnheit, fortzog? So oft sie sich auch den armen Kopf zerbrach, fand sie doch keine Lösung. So beschloß sie, der Sache den Lauf zu lassen. Etwas Unrechtes konnte es gewiß nicht sein, denn Luigi war immer ein guter Bub gewesen.

*

Eines frühen Morgens aber, als die Mutter gerade zum Stall hinüber wollte, kam der Junge den Waldweg herunter gerannt. Mit fliegenden Haaren, die Kleider in Fetzen, das ganze Gesicht mit Ruß verschmiert, raste er auf die Hütte zu. Als er seine Mutter gewahrte, stutzte er einen Moment; dann aber rannte er sie fast um und an ihr vorbei die Treppe hinauf in seine Kammer.

Wie vom Schlage gerührt stand die alte Frau da. Die Leckschüssel für ihre Ziegen war den zitternden Händen entfallen. Verstört schaute sie immer nach der Türe, durch die ihr Sohn verschwunden war.

Unmöglich! — Ihr Luigi sollte...

Nein! Nicht auszudenken! Das konnte, das durfte nicht sein! Ihr einziger Sohn ein Schmuggler?!

Und doch: sie konnte sich nicht getäuscht haben; sein ganzer Aufzug deutete darauf hin. Langsam schleppte sie sich ins Haus zurück; die Füße wollten sie fast nicht mehr tragen; bittere Tränen rollten über ihre faltigen Wangen.

*

Luigi war in seine Kammer gestürzt und hatte sich eilends die zerfetzten Kleider vom Leibe gerissen. Zu dumm, daß ihn ausgerechnet seine Mutter in solchem Aufzuge hatte sehen müssen. Jetzt stand er in der großen Küche und wusch sich den Ruß aus dem Gesicht. Als er sich flüchtig umsah, stand die Mutter in der Türe. Groß, in unfaßbarem Staunen, waren ihre Augen auf ihn gerichtet. Wenn sie doch nur etwas sagen wollte! Wenn sie doch nur etwas hätte sagen wollen! Aber kein Wort kam über ihre blutleeren Lippen. Und er — von sich aus reden — nein, das konnte er nicht.

Luigi drängte an der bebenden Gestalt vorbei ins Freie; im Vorübergehen nahm er eine im Hausgang an der Wand lehnende Axt auf und ging damit hinters Häuschen. Dabei warf er einen schrägen, suchenden Blick zum Waldrand hinauf. Er würde die vergangene Nacht nie vergessen.

*

Bald nach dem Erlebnis auf der Alp hatte er sich den Schmugglern angeschlossen. Er glaubte, auf diese Art am ehesten zum Ziele seiner Rache zu kommen. Es konnte eintreffen, daß er nächtlicherweile mit dem Grenzer Mario zusammentraf, dann wollte er mit ihm abrechnen. Langsam hatten die schweren Gänge bei Nacht und Dunkelheit das reizvolle Gift des Schmugglerlebens in sein Blut geträufelt. Es war kein tötendes Gift! — O nein! Im Gegenteil: es machte verdammt lebendig. Die ständige Gefahr, der Kampf in der wilden, dunklen Natur, die Unsicherheit über den zu erwartenden Gegner hatten ihn in ihren Bann geschlossen und ließen ihn mit ihrem Zauber nicht mehr los.

In den Aufregungen, die jeder dieser heimlichen Gänge mit sich brachte, vergaß Luigi fast die Gründe, die ihn bewogen hatten, sich dieser Bande anzuschließen. Wohl sah er den Abgrund, an dem er sich bewegte, aber gerade

dieser Abgrund lockte und rief ihn immer wieder. Nicht Zucker, Kaffee, Tabak, Devisen oder der Erlös daraus nahmen sein Interesse in Anspruch; nein! Das stete Erleben in finstrer Nacht, die allgegenwärtige Gefahr, jeden Augenblick von einer Grenzerkugel in den Abgrund geschleudert werden zu können, das war es, was er beinahe schon wie das tägliche Brot suchte und brauchte.

Aber diesmal — gestern — war ihm das Verhängnis nahe gestanden! Es kroch ihm kalt den Rücken herauf, wenn er daran dachte.

Noch hörte er die vom Gestein abprallenden Kugeln der Grenzer, die in die Tiefe der Schlucht sausenden Lasten der ertappten Schmuggler und dann — die beiden greifbar nahe an ihm vorbeistürzenden Körper, deren Aufschlag von Zeit zu Zeit zu hören war, wenn sie im Fallen unter ihm ein Felsband oder einen Vorsprung streiften.

Dann kam seine Flucht durch das Steingewirr, ständig den Tod vor Augen; neben sich die polternd niederprasselnden Steine — und dann — plötzlich der Haltruf eines Beamten dicht vor sich.

Einen kurzen Augenblick nur war er stehen geblieben; den Oberkörper weit vorgebeugt, die Zähne in die Unterlippe vergraben, hatte er geglaubt, mit den scharfen, das Dunkel durchbohrenden Augen das bleiche Gesicht Marios zu erkennen. — Dann sah er den unsicher auftauchenden Gewehrlauf.

In diesem Augenblick zuckte es ihm durchs Gehirn:

„Mit dir zusammen! — Ha — nicht allein!"

Wie eine Raubkatze hatte er sich zum Sprunge geduckt, sich vom Felsen abgestoßen und seinen Körper mit voller Wucht gegen den Stand des Gegners geschleudert.

Wohl spürte er den Anprall, aber zu fassen bekam er nichts.

Auf dem Bauche sauste er eine Geröllhalde hinunter; hinter sich aber hatte er noch einen dumpfen Fall gehört und gesehen, wie das Feuer des sich entladenen Gewehres blitzartig den Felsen beleuchtete. Dann wußte er überhaupt nichts mehr; er fühlte nur sich fallen, stürzen, aufraffen, abwärts sausen, vor, hinter und neben sich das Anschlagen weiterkollernder, loser Steine, Stauden und Ranken, die ihm ins Gesicht peitschten.

Wie durch ein Wunder war er nach Hause gekommen.

Und dann mußte ihn ausgerechnet seine Mutter sehen, in den zerfetzten Kleidern, mit Schrammen und Rissen im Gesicht und an den Händen. Zu dumm, daß ihm auch das noch passieren mußte. Außerdem schmerzten ihn noch die Glieder, trotzdem er keine eigentliche Müdigkeit verspürte.

Er trat zum Scheitstock und, tapfer die Zähne zusammenbeißend, zerkleinerte er Holz, arbeitend wie ein Besessener.

*

Am Nachmittage ging ein neuer Grenzer durchs Dorf und bog in den steilen Bergpfad ein. Durch die blinden Scheiben des Stalles spähend, sah ihn Luigi wohl. Schon längst hatte sich die Kunde von dem nächtlichen Drama auf dem Berge im Dörfchen verbreitet. Die einfachen Leutchen standen in Gruppen vor den Häusern, und jedermann erzählte, was er gehört. Danach sollte in den Felsen eine ganze Schlacht stattgefunden haben; soundso viele sollten tot, soundso viele verletzt worden sein. Nicht die Grenzer wurden bedauert, nein bewahre! die waren ja staatlich angestellt, waren pensionsberechtigt, und überdies hatten sie nichts weiter als ihren Beruf ausgeübt, ihre Pflicht getan. Aber die andern? Die Schmuggler, die armen Teufel, die schmuggeln mußten, um überhaupt ihr Leben fristen zu können?! Die waren des Mitleids wert, und die Dörfler beteten für die Toten.

*

Jetzt schaute Luigi dem neuen Grenzer nach, wie er eben unter den ersten Bäumen des Bergwaldes verschwand. Ein feines Lächeln spielte dabei um seine Lippen, und Spott leuchtete in seinen Augen auf.

Am späten Abend wurden dann plötzlich oben im Walde Stimmen laut. Ein langer Zug näherte sich dem Dörfchen: voran vier Grenzer, die eine Bahre trugen; ihnen folgten noch zwei solcher Gruppen, je vier stämmige Bergler mit je einer Bahre. Dem Zuge voran schritt der Oberzollbeamte des Bezirks, der sich lebhaft mit einem Grenzwachtmeister unterhielt.

Luigi, an den Lattenzaun gelehnt, der den sauberen kleinen Garten seiner Mutter umgab, sah den Ankommenden ruhig entgegen.

Jetzt hatten sie das erste Häuschen des Dorfes erreicht. Die Bewohner strömten herzu, als hätte ihnen der Wind die Nachricht von der Ankunft des traurigen Zuges gemeldet. Auch Luigi trat näher an die zur Erde gesetzten Bahren heran. — Auf der ersten lag, kunstgerecht verbunden, sein Feind — der Grenzer Mario. Aus einer offenen starken Wunde an der Stirn sickerte das Blut durch den Verband. Der Körper war in Decken gehüllt. Das Gesicht des Liegenden war fast so weiß wie der Verband, der seine Stirne umgab. Leise hob und senkte sich die unter der straffen Decke ruhende Brust. Er lebte also! Mario lebte!

Stumm standen seine Dienstkollegen an der Bahre und betrachteten mißmutig die gaffenden Dörfler.

Luigi trat zu den beiden andern Bahren und erkannte dort zwei seiner Spießgesellen. — Sie mußten schwer verletzt sein, denn von Zeit zu Zeit stöhnten sie mit geschlossenen Augen und zuckenden Gesichtern. Aber auch sie lebten.

Jetzt kamen zwei Beamte die holperige Gasse herauf und meldeten, daß unten an der Fahrstraße das Sanitätsauto bereitstehe. Auf einen Wink des Wachtmeisters wurden die drei Bahren behutsam aufgehoben und hinuntergetragen, um sich alsbald auf dem Wege in das nächste Krankenhaus zu befinden.

Luigi war mit etlichen andern in die an der Hauptstraße gelegene Osteria getreten, wo auch bald die zurückgebliebenen Grenzer eintraten. Hier wurde nun den Dörflern der mutmaßliche Hergang des Geschehens erzählt, und dabei vernahm auch Luigi, daß sein Gegner Mario außer der vom Aufschlagen auf einen Stein herrührenden Stirnwunde einen Beinbruch und mehrere Quetschungen davongetragen habe.

Still hatte Luigi zugehört, still entfernte er sich. Er eilte nach Hause, in seine Kammer, wo er sich aufstöhnend auf den einzigen Stuhl fallen ließ, der darin stand. Erst jetzt, nachdem er diese wachsbleichen Gesichter auf den Bahren gesehen hatte, erst jetzt kam ihm das Verwerfliche seiner Handlung, seines ganzen bisherigen Tuns und Denkens zum Bewußtsein. Heilige Muttergottes! Beinahe wäre er zum Mörder geworden; er, Luigi Ferrari, der bisher kein Tier hatte töten können, er hätte beinahe einen Menschen umgebracht. Erst jetzt gingen ihm die Augen auf, und mit Schaudern sah er den gähnenden, ungeheuerlichen Abgrund, an dem er blindlings getaumelt war. Um ein Weniges, und es wäre geschehen, daß er seiner alten Mutter bitteren Gram angetan, seinen Lieben, die an sein gutes Herz glaubten wie an Gott, kaum tragbare Last und Schande aufgebürdet hätte. Nie, nie mehr sollten sie ihn sehen, seine Kumpane oben am Berg! Wie andere Menschen auch, wollte er des Tages arbeiten und die Leidenschaft bezwingen, die ihn bisher in ihrem Banne gehalten. Sobald es anging, wollte er dann auch Mario besuchen und mit ihm sprechen; ja — das wollte, das mußte er.

Zum ersten Male seit langer Zeit konnte er wieder klar denken. Dabei kam ihm auch Anita in den Sinn; es war ihm nicht verborgen geblieben, wie einsam das Mädchen lebte. Hatte es überhaupt einen Zweck, sich so zu vergraben? Was dachte wohl Anita, wie stand es eigentlich um sie?

Das alles stürmte mit solcher Wucht auf Luigi ein, daß er nicht anders konnte, als hinauszurennen in den Wald; er mußte allein sein, mußte den Kampf in seiner Brust mit sich allein ausfechten und das ungestüm drängende, pulsierende Blut zur Ruhe bringen.

Spät in der Nacht kehrte er heim; er hatte einen großen Umweg gemacht. Lange war er vor dem Häuschen Anitas im bergenden Schatten einer Traubenpergola gestanden, bis drinnen das Licht erlosch. Still und in sich gekehrt ging er nunmehr den Leuten aus dem Dorfe aus dem Wege, mehr noch als sonst. Er arbeitete für zwei, so daß die Mutter oft ihn mahnte, doch auch Feierabend zu machen, denn er bemerkte es kaum, wenn wieder ein Tag sich zu Ende neigte.

Seinen so lange gehegten Wunschtraum von einem eigenen schmucken Häuschen wollte er trotz allem verwirklichen. Zeigte es sich dann, daß Anita ihn tatsächlich nicht mochte, so würde die Schwester alles bekommen und er selbst zöge wieder fort; fort in jenes kalte Land, wo auch sein Blut gleichmäßiger rinnen würde als hier unter der glutvollen Sonne seiner Heimat.

*

Es war an einem wolkenloſen, ſtrahlenden Frühlingsmorgen. In den Büſchen und Bäumen zwitſcherte und jubelte es; hoch oben im ungetrübten Blau trillerten die Lerchen in der wunderbar klaren Luft. Die erſten Krokuſſe und Primeln ſtreckten ihre zarten Köpfchen verlangend dem Lichte entgegen. Spiegelglatt lag der See, durchzogen von einer einzigen Barke, die in gleichmäßigem, leiſem Ruderſchlag übers leuchtende Waſſer glitt. Darin ſaſſen die ſinnende Graziella und ihr Bruder, der die Ruder führte. Die Stirne düſter gefaltet, ſchaute er unverwandt gradaus, ihrem Ziele, Locarno, entgegen. Heute wollte er Mario beſuchen, dem es, wie man ſagte, bereits beſſer gehen ſollte. Um nicht allein zu ſein, hatte er die Schweſter mitgenommen. Von Zeit zu Zeit ſtreiften des Mädchens Blicke das finſtere Geſicht des Bruders, doch vermochte es nicht, in ſeinen verſchloſſenen Zügen zu leſen.

*

Jetzt erreichten ſie das Ufer. Leichtfüßig ſprang Graziella aus der Barke und ergriff die Kette, an der ſie das Schiff feſthielt. Der nachträglich ausſteigende Bruder nahm ſie ihr wortlos aus der Hand, zog ſie zur Befeſtigung durch einen Ring an der Quaimauer und überzeugte ſich ſorgfältig, daß alles gut hielt und das Schiff ſich nicht losreißen konnte. Dann wandte er ſich der Schweſter zu, um ſie über die Straße in den nahen Stadtpark zu führen. Dort erklärte er der Aufhorchenden, warum er ſie mitgenommen, und als ſie beide eine unbelauſchte, paſſende Bank gefunden, fing er zu erzählen an, was ihn bedrückte. Er mußte ſich zu einem vertrauten Menſchen ausſprechen, ehe er handeln konnte.

Immer größer wurden Graziellas Augen, die, jedes Wort von ſeinen Lippen leſend, gebannt am Munde des Bruders hingen. Sie hütete ſich, ihn mit Fragen zu unterbrechen, denn ſie kannte ihn ſehr genau; er wäre imſtande geweſen, fortzugehen, ohne auch nur eine Silbe weiter zu ſprechen.

Spiegelglatt lag der See, durchzogen von einer einzigen Barke, die in gleichmäßigem, leiſem Ruderſchlag übers leuchtende Waſſer glitt.

Allmählich begann das junge Mädchen, des Bruders Verſchloſſenheit in letzter Zeit wie auch ſein ſtummverbiſſenes Arbeiten zu verſtehen, und als er dann das Erlebnis jener furchtbaren Nacht erzählte, ſtreichelte es ſachte, kaum merklich aber beruhigend, ſeine im Schoße verkrampften Hände.

Wie er dann an den Schluß ſeiner Beichte die Frage knüpfte:

„Begreifst du nun, daß ich zu diesem Menschen muß?“ da stand es wortlos auf, hob mit beiden Händen den Kopf des Bruders hoch, sah ihm einen Augenblick tief in die Augen und drückte einen stillen Kuß auf seine Stirn. Luigi fühlte darin das Einverständnis geschwisterlicher Liebe.

*

Bis Mittag bummelten die beiden durch die schöne, saubere kleine Stadt mit ihren alten, imponierenden Patrizierhäusern neben moderneren, stillen Villen. Luigi war es herrlich wohl dabei, denn er fühlte, daß er das Richtige zu tun im Begriffe stand. Nicht einen Augenblick dachte er daran, daß Mario Anzeige erstatten und er dann zur Rechenschaft gezogen werden könnte; er spürte nur, wie langsam der Druck von seinem Herzen wich.

Punkt 1 Uhr standen sie dann in der Halle des großen Krankenhauses, wo sie von einer freundlichen Pflegerin zu Marios Zimmer gewiesen wurden. Unter der Türe blieben sie stehen; der Patient war wach und schaute erstaunt auf den Besuch, ohne zu ahnen, daß er ihm galt. Da nahm Graziella des Bruders Hand und zog den Zögernden ins Zimmer. Nebeneinander standen sie dann am Lager Marios.

Luigi wagte nicht, die Hand zu ergreifen, die sich ihm entgegenstreckte; erst wenn alles gesagt sein würde und diese Hand ihm dann abermals entgegenkam, dann allerdings wollte er den Druck mit Freuden erwidern.

Mario spürte die Verlegenheit seines Besuches und schaute fragend auf dessen Begleiterin. Graziella, die sonst eher scheu war, sah ihm fest in die Augen. Freundlich erkundigte sie sich nach seinem Befinden und ging dann langsam, wie ein Diplomat, auf den eigentlichen Zweck ihres Herkommens über.

Luigi staunte über seine unscheinbare kleine Schwester, die so taktvoll einleitend die richtigen Worte fand und dankte es ihr mit einem weichen Blick. Anfangs stockend, doch dann nach und nach sicherer werdend, nahm er schließlich selbst den Faden der Unterhaltung auf, sprach von seiner langjährigen Liebe zu Anita, die er nicht anders denn als seine Verlobte betrachtet hatte, und seiner qualvollen, ihn überrumpelnden Beobachtung auf der Alp.

Schweigend, mit abgewandtem Gesicht, hörte Mario zu, immer wieder Graziella ansehend, die eine so ruhige, ausgesprochene natürliche Würde an sich hatte, mit der sie sichtbarlich ihrem Bruder beistand. Das gab ihm einen Eindruck, der restlos imponieren mußte und der alle Heftigkeit schon im Entstehen glättete. Nur, als Luigi auf jene verhängnisvolle Nacht zu sprechen kam, die seinen Absturz zur Folge hatte, wandte er ungläubig den Kopf und lauschte der Selbstanklage des Erzählers als eines Gegners, den er bis zu diesem Augenblick gar nicht gekannt hatte.

Minutenlang war es dann still im Zimmer, so stille, daß es fast auf die Gemüter drückte.

Nach einer Zeit, die den Geschwistern eine Ewigkeit zu sein dünkte, wandte Mario endlich den Kopf und sah Luigi voll an. Wie aus weiter Ferne vernahm dieser die Worte:

„Laß es gut sein, Luigi, wir haben beide gefehlt; ich will dir erzählen, wie es damals auf der Alp gewesen ist, denn ich habe mir selbst schon Vorwürfe gemacht, und — das Mädchen konnte nichts dafür; ich hatte es überrumpelt.“

Die Geschwister horchten auf, als Mario jenen unseligen Zwischenfall auf dem Monte erklärte; er vergaß nichts, beschönigte auch nichts, denn jede Einzelheit stand so lebendig vor seinem geistigen Auge, als wäre es eben erst alles passiert. Aufatmend sank er dann in die Kissen zurück und fügte, wie zu sich selbst sprechend, halblaut hinzu:

„Hätte ich von allem eine Ahnung gehabt, so wäre uns vieles erspart geblieben!“

„Du zürnst mir also nicht?“ klang die bewegte Frage an sein Ohr. „Wollen wir, können wir Freunde werden?“

Mit beiden Händen hatte Luigi die Rechte Marios umklammert.

„Ja — wir wollen Freunde sein und gutmachen, besonders an deiner Anita, was wir ihr und uns selbst angetan haben. Deine Schwester soll unser Zeuge sein, und sonst wollen wir zu gar niemandem davon sprechen, hörst du, zu gar niemandem — Luigi!“

Wie ein Schwur fielen diese Worte Marios ins Zimmer, und tief ergriffen hielt Luigi seine Rechte, während Graziella die ausgestreckte Linke

ergriff und beschwörend an ihr pochendes Herz drückte. In diesem Moment war ihr eine jubelnde Erkenntnis aufgegangen:

Sie liebte Mario und durfte ihn lieben; das sagten ihr seine Augen, die mit seligem Ausdruck in die ihren leuchteten. Sie wußte, sie würde wieder hierher kommen und Mario zu seiner Genesung, deren er jetzt bedurfte, ihr heißes Herz bringen.

Leise hatte sich die Türe geöffnet und diskret mahnte eine Pflegerin an das Ende der Besuchszeit.

Noch einmal drückten sich die drei wie in stillem Gelöbnis die Hände, die ein inniges Freundschaftsband für immer verbinden sollte; dann schritten die Geschwister Hand in Hand aus dem Hause.

*

In der hellen Mittagsonne draußen dehnte Luigi seine Glieder. Herrgott — war die Welt doch schön! Er drängte Graziella, sofort heimzufahren, es halte ihn nicht länger. Gemeinsam besorgten sie noch einige Einkäufe und liefen dann, einander wie Schulkinder haschend, durch den Park ihrem Anlegeplatz zu. Kräftig handhabte Luigi die Ruder, und als Graziella mit heller Stimme ein Liedchen anhub, stimmte er jauchzend in den Refrain ein:

„Bionda, bella Bionda!"

Immer neue Weisen reihten sich aneinander, bis die Barke knirschend auf den Sand des heimatlichen Ufers stieß. Kopfschüttelnd sahen die Dörfler den nach Hause jagenden Geschwistern nach, die am Morgen so ernst und mit verschlossenen Gesichtern davongefahren waren und sich nun gebärdeten, als hätten sie das große Los gewonnen.

*

Eben war Anita, aus dem Stalle kommend, in die Küche zurückgekehrt, wo sie die fette Milch im Dunkelkämmerchen versorgte, als ein Schatten die Türöffnung verfinsterte. Neugierig wandte sie sich um, zu sehen, was es gäbe. Ein Ausruf des Erstaunens blieb ihr im Halse stecken. Da stand der, an den sie Tag und Nacht hatte denken müssen, leibhaftig auf der Türschwelle.

Ein beglücktes Lachen scholl aus seinem Munde, und wie ein Trunkener stürzte Luigi auf sein Mädchen zu:

„Ich weiß alles — jetzt wirst du mein, Anita!" rief er aus und schloß sie in die Arme. Trotzdem sie sich wie eine Wildkatze wehrte, küßte er sie mitten auf den Mund, ungeachtet der Schaumkelle, die auf seinem Rücken tanzte.

„Hättest dich das letztemal wehren sollen, dann wären wir früher zusammengekommen, Cara mia", spöttelte er zwischen zwei Küssen.

Und jetzt ergab sie sich dem Eroberer; klirrend fiel einerseits die Schaumkelle, anderseits das Milchsieb auf die Steinfliesen. Fest schlang Anita beide Arme um den Hals des Geliebten:

„Du böser, — lieber du!" war alles, was sie sagen konnte. Dann wurde es still im Raum, und der Wind schlug diskret die Türe zur Gasse zu.

*

Es folgten Tage und Wochen des hellsten Glückes, nicht nur für das endlich vereinte Brautpaar, sondern auch für Graziella, die oft und oft zu ihrem Mario hinüberfuhr. Als der große Augenblick kam, da er geheilt aus dem Spital entlassen werden konnte, siedelte er zu Mutter Ferrari über. Nirgends hätte er eine bessere Nachkur finden können, als hier bei seiner, unter so tragischen Umständen gefundenen Braut.

Graziella lebte in ständigem Taumel; sie und die Mutter überboten einander in liebevollster Pflege des hereingeschneiten Schützlings, der auch mit Luigi oft und lange plauderte, sei es draußen im sonnigen Garten oder abends am traulichen Kamin. Sie waren unzertrennliche Freunde geworden.

An einem goldüberfluteten Herbsttage läuteten dann die Glocken des sonst so stillen Dörfchens. Alles, was Beine hatte und gehen konnte, pilgerte zur Kirche, die reich mit Girlanden geschmückt in vollstem Blütenschmucke prangte.

Und dann kamen die, denen das Fest galt:

Anita am Arme ihres strahlenden Luigi — und dahinter das zweite Hochzeitspaar: Mario und Graziella.